



Albert Anker: «Schlafendes Mädchen auf einer Holzbank», um 1900, Öl auf Leinwand.

SIK-ISEA / SAMMLUNG C. B.

So sehe ich Albert Anker

Der Schweizer Maler wurde weit über seinen Tod hinaus von Kunstexperten kaum beachtet oder sogar belächelt. Heute ist er ein Star, seine Bilder berühren die Menschen weltweit. VON CHRISTOPH BLOCHER

Im 18. Jahrhundert lebten in Wien viele namhafte Musiker. Noch heute findet man ihre Grabstätten. Doch ausgerechnet vom weltweit bekanntesten Komponisten findet man kein Grab mehr und weiss nicht einmal, wo und wie er beerdigt worden ist. Erst allmählich – ab dem 19. Jahrhundert – erkannte die Nachwelt das Genie Wolfgang Amadeus Mozarts und die Grossartigkeit seiner Werke: Heute ist Mozart rund um den Globus so populär, dass es manchmal fast groteske Züge annimmt. Auch Johann Sebastian Bach musste erst hundert Jahre nach seinem Tod durch Mendelssohn wiederentdeckt werden. In der Literatur gilt dasselbe. Manch hoch gelobter Zeitgeist verschwindet, und Unbekannte oder Verschollene werden mit ihren Texten erst nach dem Tode lebendig.

Ein ähnliches Schicksal erlebte der Maler Albert Anker, der weit über seinen Tod hinaus von den Kunstwissenschaftlern und Kunsthistorikern kaum beachtet oder, wenn schon, eher belächelt wurde. Vielleicht hing das mit seiner ländlichen Umgebung, der Einfachheit seiner Motive und der realistischen Malweise zusammen. Ganz anders heute: Anker wird von den Kunstwissenschaftlern weltweit aufs Höchste geschätzt. Der zuständige Kurator des Metropolitan Museum in New York erklärte mir, die Stillleben Albert Ankers gehörten zum Hervorragendsten, was in der Kunstgeschichte je geschaffen worden sei. Ein erstaunliches Echo sogar von ennet dem Ozean!

Berührt, ergriffen, aufgewühlt

Die Kunstaussstellungen mit Werken Albert Ankers gehören nicht nur in der Schweiz, sondern weltweit zu den bestbesuchten. Vor ein paar Jahren bat mich der japanische Botschafter, eine Anker-Ausstellung in Japan zu ermöglichen. Skeptisch meinte ich: «Anker in Japan? Lösen Ankers Kinderbildnisse aus dem 19. Jahrhundert bei der bekannten Zurückhaltung der Japaner überhaupt etwas aus?» Der Botschafter meinte lächelnd: «Da kennen Sie das Interesse der Japaner nicht.»

Und er sollte recht behalten. Ich lernte nicht nur Anker, sondern auch die Japa-

Und so wenig wie man erklären kann, warum genau man einen anderen Menschen liebt, kann man erklären, warum man Ankers Bilder liebt.

ner neu kennen. Selbst in Tokio waren die vielen Betrachter der achtzig Anker-Gemälde emotional berührt, ergriffen, ja aufgewühlt. Die Menschen standen Schlange, die Ausstellung wurde auch in anderen Städten Japans gezeigt, und die Bilder blieben statt der vorgesehenen drei Monate ein ganzes Jahr in Japan.

Die gleiche Stimmung erlebte ich bei Ausstellungen in anderen Ländern. Was ist es, das die Menschen bei den Bildern von Anker so fasziniert, ergreift, begeistert? Wenn ich bei Anker-Ausstellungen am Ausgang gestanden bin und die Besucher beobachtet habe, kamen mir wortlose Menschen – egal woher sie stammen, wie alt sie sind oder welchen Bildungsstand sie haben – entgegen, die tief berührt, ergriffen und heiter, ja aufgestellt wirkten. Sie sprachen meist die gleichen, wenigen Worte: «Es isch eifach so schön gsi!» Auf meine Frage, was denn so schön sei, fanden sie meist keine Worte, sondern wiederholten: «Einfach so schön!» Die Schönheit von Ankers Kunstmalerei macht sie sprachlos, und sie fühlen sich im Erklärungsnotstand.

Mit der Zeit spürte ich es: Ankers Bilder erzeugen eine Liebesbeziehung zum Menschenbild, aber auch zum gemalten Gegenstand. Man erkennt die Schön-

heit der Welt, der Jugend, des Alters. Man spürt die ewige und allgemeingültige Wahrheit des Weltgeschehens. Man sieht nicht nur die Schönheit der Farben, der Lichtführung und der Wirklichkeit, sondern vor allem auch das Gemüt, die Seele und den Geist der Menschen. Und so wenig wie man erklären kann, warum genau man einen anderen Menschen liebt, kann man erklären, warum man Ankers Bilder liebt. Es ist einfach gegeben. Erklärung überflüssig!

«Die Welt ist nicht verdammt»

Albert Anker selbst hat es mit deutlichen Buchstaben auf einen Holzmasstab – er liegt noch heute in seinem unberührten Atelier – geschrieben: «Siehe, die Welt ist nicht verdammt.» Also lautet Ankers Botschaft: Wir alle sind nicht verloren. Vor allem seine Porträts, aber auch seine Dorfszenen zeigen uns, dass das Leben ohne unser Zutun geschieht. Alles ist Zufall, Schicksal, Glück oder Gnade Gottes, wie immer wir es nennen mögen. Das schlafende Mädchen auf einer Holzbank vor einer ärmlichen Behausung ist aufs Wunderbarste aufgehoben. Die Fähigkeit einer Person, ihre Stellung in der Welt, ihr moralisches Getue ist nicht massgebend, es zählt das Gegebene. Und das erleben die Bildbetrachter in den Anker-Ausstellungen. Darum wird man ergriffen.

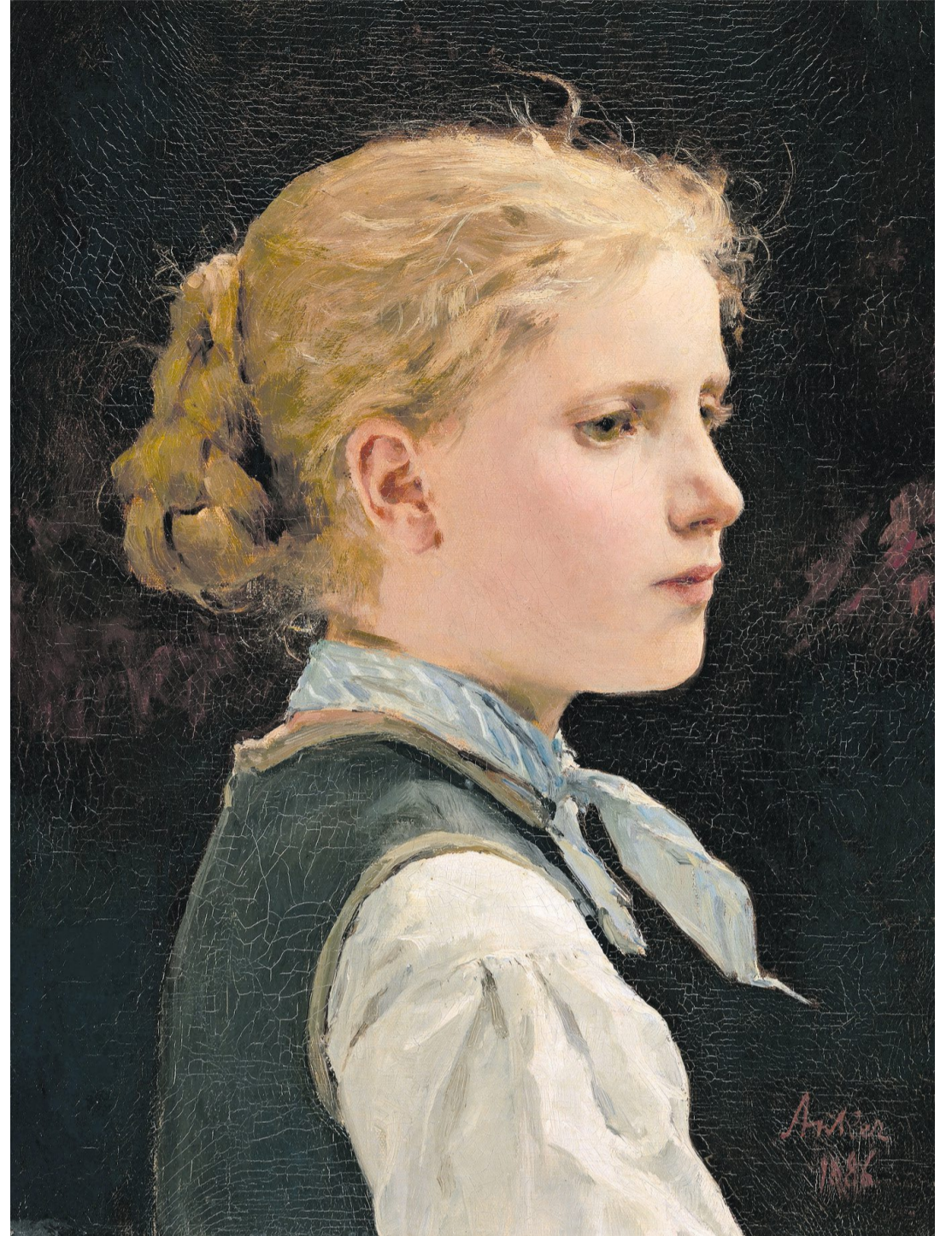
Warum hat Albert Anker mit Vorliebe Kinder und Alte gemalt? Spontan könnte man mutmassen, die hätten eher Zeit zum Stillesitzen als das werktätige Mittelalter. Der tiefere Grund dürfte aber anderswo liegen: Vor allem in den Porträts stellt Anker das Entstehende, das Gewesene, das Vorausbestimmte dar, und das ist am Anfang und am Ende des Lebens besonders gut sichtbar. Am Hauptereignis eines jeden Menschen – bei der Geburt – sind wir zwar beteiligt, aber haben sicher kein Verdienst. Kinder und Alte geben sich so, wie sie eben sind. Sie haben nichts zu verlieren, sie verstellen sich nicht, sie gaukeln nichts vor, was nicht ist, und sie müssen keine auf äussere Wirkung zielende Rolle spielen.

Ankers Porträts tragen in der Regel keine persönlichen Namen. Da heisst es nicht Gritli Küpfer, sondern: «Bildnis eines



Albert Anker: «Grossvater mit zwei Enkelkindern», 1881, Öl auf Leinwand.

SIK-ISEA / SAMMLUNG C. B.



Albert Anker: «Bildnis eines Mädchens», 1886, Öl auf Leinwand.

SIK-ISEA / SAMMLUNG C. B.

Mädchens, 1886» oder «Knabe, nach links schauend» oder «Alter Mann und zwei Kinder». Nur wenige Bilder – beispielsweise seiner eigenen Kinder oder Auftragswerke – tragen Namen. Jedes Kind ist für Anker ein Vertreter der Jugend, der Lebensgemeinschaft, und er zeigt: Sie sind geborgen in der Welt. Um nichts zu beschönigen, hat er sich als Realist streng an die Wirklichkeit gehalten.

Er malte das Nichtverlorensein, auch in traurigen und elenden Situationen. Sogar sein jung verstorbene Söhnchen Ruedeli vermittelt auf dem Totenbett bei aller Tragik – Anker war danach längere Zeit unfähig, zu malen – einen tief empfundenen Eindruck von Obhut. Dieses Glück des Aufgehobenseins trifft den Betrachter völlig unvorbereitet.

Rechtschaffener Künstler

Selbstverständlich hat Albert Ankers Kunst mit seinem Leben zu tun. Er hatte immer den einen und einzigen Wunsch, Maler zu werden. Doch sein Vater, ein tüchtiger, rechtschaffener Kantonstierarzt in Neuenburg, hatte ihm diesen Weg unterbunden. Kunstmaler seien Nichtsnutze, Landstreicher, Taugenichtse. Da Söhne damals noch gehorchten, studierte Anker Theologie und schloss das Studium und alle Examen ab. Er hätte jederzeit eine Pfarrstelle antreten können. Doch dann stellte er die Weichen nach seiner Berufung und wurde Maler. Ich stelle mir vor, er sei vor seinen Vater hingestanden und habe ihm klargemacht: «Der liebe Gott hat mehr Freude an mir, wenn ich male, als wenn ich predige.» Und tatsächlich sind seine Bilder auch so etwas wie eine gute Predigt.

Das väterliche Vorbild und der Wille seines Vaters zeigten aber dennoch Wirkung. Wenn Albert Anker schon Maler wurde, wollte er wenigstens ein rechtschaffener, ein fleissiger Maler werden. Während 21 Jahren lebte er im Winterhalbjahr – grösstenteils mit der Familie – in Paris, um Porzellanteller in einer Manufaktur zu malen und sein Brot zu verdienen. Er hat seine Familie zeitweilig redlich ernährt.

Aber sein Bemühen um Rechtschaffenheit hatte natürlich auch etwas Ein-

engendes und Beschränkendes. Die künstlerische Freiheit eines Hodler, Segantini oder später Picasso blieb ihm fremd. Dabei ist Anker in Paris bei den Impressionisten Édouard Manet und Claude Monet gelandet und soll mit Vincent van Gogh eng befreundet gewesen sein. Ich besitze eine Aquarelle von Anker, auf denen er sich durchaus auch impressionistisch versucht hat. Aber er blieb ein Maler des Realismus, der sich durch die Wirklichkeit gebunden fühlte und auf der Leinwand das festhielt, was ist. Gerade weil er nicht erhöhte, nicht idealisierte, traf er die wahre Schönheit des Lebens und der Menschen.

Weil als Künstler Realist, war Anker frei von jedem moralistischen Zwang. Dies zeigt sich besonders in seinen Dorfszenen: Wenn er eine Wahrsagerin mit zwei jungen Frauen zeigt, will er solche Lebensprognosen durch das Kartenlegen weder propagieren noch verurteilen. Der von ihm dargestellte «Quacksalber» zeigt die Wirklichkeit einer früheren «Apotheke» in der ländlichen Schweiz. Und die «Armsuppe» klagt nicht über die grosse Zahl der Waisenkinder, sondern zeigt, welche Würde auch in der Verpflegung hungernder Kinder liegt. Und selbst im zerfurchten Gesicht des «Trinkers» liegt trotz allem Elend eine ganz eigene Aufgehobenheit.

Auch wenn Ankers Kompositionen, seine Farbgebung und Lichtführung ein-

Gerade weil er nicht erhöhte, nicht idealisierte, traf Anker die wahre Schönheit des Lebens und der Menschen.

zigartig bleiben – allenfalls geschult an den besten Holländern des 17. Jahrhunderts –, so faszinieren mich auch seine «handwerklichen Fähigkeiten», wie sie nur ganz wenige Maler erreichten. Die notwendige Exaktheit etwa beim Malen von menschlichem Haar beim «Bildnis eines Mädchens» oder von Schnurrhaaren bei Katzen erreichte er mit Pinseln, die er aus Rehwimpern herstellen liess.

Charakteristische Hände

Am schwierigsten sei – wie mir auch heutige Kunstmaler versichern – das Malen von Händen. Anker übte sich beständig in der Darstellung von Händen. Mit unübertrefflicher Meisterschaft traf er die feinen, glatten Kinderhände, die abgearbeiteten Hände alter Frauen oder die schwierigen Pranken eines Bauern, der in der Bibel liest, oder eines betagten Gemeindefreiwirtschafters, der im Nebenamt seinen bürokratischen Papierkram zu meistern versucht.

Im Bild «Alter Mann mit zwei Kindern» sehen wir auf engem Raum fünf charakteristische Hände, jene von einem Säugling, von dessen älterer Schwester und vom alten Mann – wahrscheinlich der Grossvater. Nur beim Malen der eigenen Person hielt sich der bescheidene, für sich selber anspruchslose Albert Anker zurück. Es gibt nur ein einziges Selbstporträt in Öl im Kunstmuseum Bern sowie zwei Aquarelle, wovon ich eines besitzen darf. Auffallend sind die fast stechenden Augen. Ja, für seine Kunst war massgebend: «Wer Augen hat, der sehe.»

Was die Zahl von Selbstporträts anbelangt, war der von sich und seiner Kunst ganz überzeugte, selbstsichere und teils auch rücksichtslose Ferdinand Hodler ganz anders: Er konnte sich selber nicht genug malen. Aber auch er tat das wunderbar. – So sehe ich Albert Anker. Andere mögen es wiederum ganz anders sehen. Das ist beim Betrachten der Wirklichkeit so. Zum Glück lässt uns die Kunst diese Freiheit.

Christoph Blocher ist ehemaliger Unternehmer (Ems-Chemie), alt Bundesrat und Sammler von Schweizer Kunst. Er besitzt die grösste private Sammlung von Werken Albert Ankers.

Albert Anker ist nie verstummt – seine Welt lebt nun weiter in einem neuen Buch

phi. · «Vita brevis, ars longa.» Den Aphorismus von Hippokrates, dessen Schriften der ehemalige Theologiestudent Albert Anker auf Altgriechisch lesen konnte, hat er einmal als Merksatz – oder Memento mori – in eines seiner vielen kleinen Notizbüchlein eingetragen. Das Leben ist kurz, die Kunst aber überdauert die Zeit: Ankers Werdegang war zum Glück nicht allzu kurz, er wurde 79 Jahre alt, und sein Leben war um vieles bewegter, als seine beschaulichen Idyllen mit Bauernkindern es vermuten liessen. Seine Kunst aber begeistert bis heute.

Anker war kein Provinzler. Er lebte in Paris, über dreissig Winter lang. Und er besuchte auf vier Italien-Reisen die alten Meister. Seine Kopien aus den grossen Museen, seine Veduten grossstädtischer Schauplätze bezeugen es. Ein urbaner Künstler ist er deshalb nicht geworden. Er erhielt sich die Bescheidenheit eines Malers vom Land, seine Motivwelt war geprägt von der Umgebung des Berner Seelands. Auch wenn die neuen Kunstströmungen von ihm nicht unbemerkt blieben. Die Impressionisten bewunderte er. Einige muss er in Paris getroffen haben. Ihnen nachzueifern, befand er allerdings für unnötig.

Der Impressionismus hat die Zeiten überdauert, er steht heute hoch im Kurs. Das gilt auch für Ankers Malerei. Sie gehört zum Kanon der Schweizer Kunst. Zurzeit wird Anker gerade wieder besonders geschätzt. Und auch ein wenig neu entdeckt. Davon zeugt Heinz Bütlers Film «Albert Anker – Malstunden bei Raffael», der vor einem Jahr ins Kino kam. Und jetzt auch sein Buch.

Da wird Anker nicht nur auf der Leinwand lebendig. Sondern auch zwischen den Buchdeckeln des überreich mit Anschauungsmaterial gespickten Bandes «Lebt Anker noch?». Man taucht förmlich ab in die detaillierten Aufnahmen des Ankerschen Universums, das sein erhaltenes Atelier in Ins

darstellt. Und lauscht Ankers Stimme in den vielen Zitaten aus seiner intensiven Korrespondenz von rund 3200 Briefen, in welchen er seine Gedanken zu Leben und Kunst teilte.

Anker war nicht nur in seiner Kunst, sondern auch im Leben Realist. Seine Briefe erzählen von den kleinen Dingen des Alltags und auch von den letzten Dingen – stets mit einer Prise Humor. Der Künstler berichtet Freunden und Verwandten von der Freude am Malen. Aber auch vom Selbstzweifel. Daran änderten Erfolg und Anerkennung nichts. «Lieber nichts mehr malen, wenn man nach so viel Mühe zu einem solch armseligen Resultat gelangt», heisst es in einer Briefstelle.

«Eben habe ich ein noch nicht jähriges Kind gezeichnet; es hat mir die Stube genässt und erbrochen. Da braucht es doch einige Geduld und viel Zeit, um nach Natur zu arbeiten», schreibt er ganz nüchtern einem Malerkollegen. «Immer habe ich eine Menge Kindermodelle vor mir. Ihre Gegenwart erfreut und ergötzt mich. Mein Leben lang möchte ich auf keine andern Modelle angewiesen sein, ausgenommen einige Alte, welche mir Geschichten von früher erzählen.»

Der Schweizer «Altmeister» des 19. Jahrhunderts hat sich mit seinen schlafenden Bauernbuben, strickenden Mädchen und Zeitung lesenden Grossvätern ins kulturelle Bildgedächtnis eingeschrieben. Mit seinen Kinderbildern hat er nicht zuletzt ein ganz neues Genre erfunden: Er erhob das Kind zu einem der Kunst würdigen Bildgegenstand. Ihn als gefälligen Genremaler einer heilen Welt zu sehen, würde seiner Kunst aber nicht gerecht. Anker war Realist genug, um auch Leid und Entbehrung, Krankheit und Tod zu zeigen – selbst in erschütternden Darstellungen von verstorbenen Kindern.

Heinz Bütlers: «Lebt Anker noch?». Schwabe-Verlag, Berlin 2023. 448 S., 339 Abb., Fr. 48.–.